

ZENTRUM SENIORENSTUDIUM LMU

Vortragszyklus (Ringvorlesung)

Autor: Peter Neuner
Titel: „Was ist ein Dogma?“
Datum: November 2006

Was ist ein Dogma?

A) Das Unbehagen mit dem Dogma

1. Umgangssprachliche Verwendung des Begriffs Dogma.

Die Worte Dogma und Dogmatik haben heute weithin keinen guten Klang. In unserer Tagespresse hat der Begriff Dogma Eingang gefunden zur Kennzeichnung jener Flügel in den Parteien, die sich streng einer Ideologie verschrieben haben, und die nicht fähig sind, sich pragmatisch den Erfordernissen der Zeit zu stellen. Die Dogmatiker, manchmal auch Fundamentalisten genannt, sperren sich gegen nötige Koalitionen, vertreten einen Anspruch auf Absolutheit, Alleingültigkeit und Verbindlichkeit, der den Blick von der Realität und den konkreten Erfordernissen weglenkt. Unter dem Wortfeld „Dogma“ lesen wir hier: Dogma ist eine „feste Lehrmeinung, starrer, unumstößlicher Lehrsatz“. Als Sprachbeispiel aus dem Bereich der Medizin wird angeführt: „Dass auf diesem Gebiet zuerst die Zerstörung eines Dogmas glückte, gab der Anatomie ... eine epochale Bedeutung“. Ein Dogmatiker ist folgerichtig ein „starrer, unkritischer Verfechter einer Ideologie, Anschauung oder Lehrmeinung“. Besonders schmeichelhaft klingt dies nicht. Dogmatik ist in unserem heutigen Sprachempfinden engstens verbunden mit Starrheit, Ideologie, Rechthaberei, Autorität und Unfehlbarkeitsansprüchen. Alle diese Haltungen sind einer wissenschaftlichen Grundeinstellung diametral zuwider. Kein Wunder, dass Dogmatik als theologische Disziplin oft einer gewissen Skepsis begegnet. Dogmatiker stehen oft im Ruf, alles ganz genau zu wissen und als Geheimräte des lieben Gottes ihm Vorschriften zu machen wie er sein muss und handeln soll. Der Spott ist durchaus verbreitet.

2. Dogma und Autorität

Hier liegt vielleicht die schärfste Herausforderung: Dogmatisches Denken verlangt Unterwerfung unter eine fremde Autorität. Zum Dogma im allgemeinen Verständnis gehört, dass es nicht eingesehen, sondern allein auf Grundlage fremder Einsicht geglaubt werden kann. Wenn wir religiöse Erfahrungen machen, sind das unsere Erfahrungen, wenn wir etwas begriffen haben, ist das unsere eigene Einsicht. Berufung auf ein Dogma aber impliziert immer eine Autorität, die sich grundsätzlich eigener Einsicht entzieht. Nun ist es in unserer komplexen und komplizierten Welt durchaus nicht ungewöhnlich, dass man sich auf die Autorität und die Kapazität der Fachleute verlassen muss. Sie werden es schon richtig gemacht haben und weiterhin richtig machen. Aber diese Autorität der Fachleute steht immer

unter dem Vorbehalt, dass - jedenfalls im Prinzip - jeder diese Einsicht überprüfen kann und dass andere Fachleute sie überprüft haben. Das Dogma dagegen entzieht sich prinzipiell einer solchen Überprüfung. Hier ist und bleibt der Glaube immer von fremder Autorität abhängig. Eine solche Haltung aber ist dem neuzeitlichen Menschen immer weniger möglich. Kant hat auf die Frage „Was ist Aufklärung“ die berühmte Antwort gegeben: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschliebung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung". (Akademieausgabe VIII S. 35).

Über die Bedeutung der Aufklärung, die Forderung, selbst zu wissen und sich nicht der Autorität fremder Erkenntnis oder Entscheidung zu unterwerfen, müsste man viel nachdenken. Hier ist zunächst festzuhalten: Als Menschen des 20. und des 21. Jahrhunderts können wir gar nicht anders, als selbst einsehen wollen, auch in Glaubensdingen und nicht unmündig zu bleiben. Vor diesem kulturellen Hintergrund begegnet das Dogma mit seiner Implikation der Unterwerfung unter eine fremde Autorität von vornherein einer massiven Skepsis.

3. Die ökumenische Relevanz der Dogmen

Ein gewisses Unbehagen am Dogma finden wir nicht nur außerhalb der Kirche; auch innerkirchlich ist eine Skepsis gegenüber Dogmen und der Wirkung von Dogmen durchaus verbreitet, auch hier ist der Begriff Dogma oft negativ besetzt zu sein. Allenfalls kann man sich darauf verständigen, dass es ohne so etwas wie Dogmen nicht geht, dass eine große Gemeinschaft, wie es die Kirche nun einmal ist, verpflichtende, nicht in Frage gestellte Sätze braucht. Wer prinzipiell alles in Frage stellt, wird handlungsunfähig. Irgendwelche nicht hinterfragten Grundsätze sind unabdingbar und ermöglichen erst das Handeln und damit auch Freiheit. Aber dennoch wird auch in der Kirche das Dogma zumeist eher als eine Last empfunden und als solche getragen, denn als eine Hilfe für den Glauben und die Freiheit eines Christenmenschen erachtet. Das Dogma als Lebenshilfe ist kaum im Blick.

In besonderer Weise wird die ökumenische Fragestellung durch das Dogma betroffen. Denn durch das Dogma, so die allgemeine Erfahrung, wird die Einigung der Kirchen behindert, wenn nicht unmöglich gemacht. In der ökumenischen Bemühung finden wir

immer wieder die Erfahrung, dass Christen, die in Kirchen getrennt sind, weithin im Gebet und im Zeugnis vor der Welt gemeinsame Aussagen machen können, dass sie gemeinsam die Schrift lesen und sogar wissenschaftlich Exegese betreiben können. Wenn aber das Dogma ins Spiel kommt, dann werden die Gegensätze laut und deutlich, dann geraten wir an eine Grenze, die, wie es scheint, jedenfalls bisher nicht überschritten werden kann. Das Dogma zwingt auch weiterhin, in verschiedenen Kirchen zu leben, die sich gegenseitig absprechen, rechte Form des Christlichen zu sein. Eine merkwürdige Sache: Gemeinsamkeit im Gebet, im Lobpreis, der Anbetung ist möglich. Aber obwohl wir sagen, die *lex orandi* sei die *lex credendi*, finden wir im Bereich der Glaubensaussagen, der Dogmen, diese Gemeinsamkeit nicht. Es ist kein Zufall, dass angesichts dieser Tatsache die ökumenische Bemühung immer wieder in die praktische Verwirklichung der Einheit ausgewichen ist. Tun was eint. Wenn schon die Glaubenslehre nicht zu einer Einigung zu führen vermag, dann soll es die gemeinsame Aktion, die politische und soziale Tat, *Life and Work*. Wenn die Lehre trennt, warum dann nicht die Konzentration auf die Tat gemäß dem Motto, die Lehre trennt, das Tun verbindet. Lässt sich nicht auf der Ebene der Praxis eine Gemeinsamkeit zwischen den Kirchen herstellen, die die dogmatischen Differenzen irrelevant macht? Muss eigentlich das Dogma als der große Störenfried die Kraft behalten, auch weiterhin Kirchen zu spalten, die in ihrem Lebensgefühl, ihrem sozialen Tun und auch in ihrem Frömmigkeitsleben durchaus nicht mehr getrennt sein müssten?

4. Die These vom Abfall vom Evangelium

Die ökumenische Problematik führt uns einen Schritt weiter. Als die gemeinsame Basis, die Christen zueinander führen kann, wird nicht allein die Praxis angegeben, sondern vor allem die gemeinsame Bemühung um die Schrift. Die Bibelbewegung war einer der Ausgangspunkte für das ökumenische Engagement. Christen haben erfahren, dass sie gemeinsam die Schrift, die Bibel als Wort Gottes lesen können, dass sie sich gegenseitig in ihrem Verstehen anregen können, dass die Schrift offensichtlich keine Barrieren aufrichtet, sondern verbindet. Gemeinsame Bibelkreise haben häufig Anstoß gegeben für weiterführende ökumenische Initiativen. Sollte nicht das Wort gelten: Über die Bibel haben wir uns getrennt, über die Bibel werden wir uns wieder finden? Diese Erfahrung ist beunruhigend: die Schrift haben wir gemeinsam, jedoch die Dogmen, die doch weniger Gewicht haben, die keine neuen Offenbarungen darstellen, sondern die die Schrift auslegen und ihrem Verstehen dienen sollen, sie trennen. Kommt ihnen diese Kraft zu Recht zu? Die derzeitige Situation scheint jedenfalls paradox. Schon vor mehr als 30 Jahren hat Walter

Kasper geschrieben: „Viele ernste Christen, denen man keineswegs Indifferentismus vorwerfen kann, haben das Gefühl, dass an diesem Zustand etwas nicht in Ordnung sein könne. Ist es denn möglich, dass in demselben Geist, der heute die Kirchen wieder näher zusammenführt und sie ihre Gemeinsamkeit erfahren lässt, in der Vergangenheit nach der Überzeugung der Kirche dogmatische Entscheidungen gefallen sind, die das Gespräch so zwiespältig und die Annäherung fast aussichtslos erscheinen lassen?“ (Dogma unter dem Wort Gottes S 7). Kann man es nicht mit der Gemeinsamkeit im Hören auf das Wort Gottes, die Bibel genug sein lassen und das Spätere als menschliche Zutat daneben relativieren und ihm die Kraft absprechen, auch weiterhin die Einigung zu verhindern?

Diese vielleicht sehr populär erscheinenden Vorstellungen haben durchaus auch eine Wurzel und Entsprechung in der hohen Theologie. Das Verhältnis von Evangelium und Dogma beschäftigt die Theologie zumeist seit dem Beginn der Neuzeit. Seit dem Humanismus wurde dabei, vornehmlich im evangelischen Raum, das schlichte, reine, dem Menschen verständliche Evangelium immer wieder dem schweren Panzer und den abstrakten, schwierigen Begriffen der Dogmen entgegengestellt. Biblisch-hebräisches Denken der Schrift und die hellenistisch griechische Formulierung der Dogmen wurden dabei häufig als Gegensatz verstanden. Die Schrift erzählt, spricht direkt an, sie ist personal geprägt. Die griechisch formulierten Dogmen und Glaubensbekenntnisse dagegen sind sachlich-objektiv, unpersönlich, gesetzlich. Das Dogma ist nicht mehr im Geist der Schrift verfasst, sondern aus ihm atmet der Geist griechischer Philosophie, etwas was der Offenbarung fremd ist.

Der Weg von der Schrift zum Dogma wird in dieser Tradition häufig als eine Geschichte des Abfalls von der ursprünglichen Höhe des Evangeliums verstanden. Durch das Dogma und im Prozess der Dogmatisierung wurde die biblische Botschaft verändert, ihre prägende, persönlich ansprechende Kraft ging dabei verloren. Es war nicht nur eine Weiterführung, sondern etwas anderes, ein dem biblischen Denken Fremdes trat an dessen Stelle. Aus der Schrift wurde nicht das Dogma, sondern das Dogma hat die Schrift verdrängt, die Unmittelbarkeit zum Evangelium zerstört. Von diesem Bewusstsein war z.B. Adolf von Harnack geprägt, der in seiner großen Dogmengeschichte letztlich einen Abfall vom biblischen Ursprung darstellt. Evangelium und Dogma „verhalten sich nicht einfach wie ein gegebenes Thema und seine notwendige Ausführung“. Vielmehr ist nach seiner Überzeugung zwischen das Evangelium und das Dogma ein neues Element dazwischengetreten, nämlich die Philosophie als Erkenntnisbemühung und die Weisheit dieser Welt, vor der schon Paulus gewarnt hatte. „Das Dogma ist in seiner Conception und in seinem Ausbau ein Werk des

griechischen Geistes auf dem Boden des Evangeliums ... Das Evangelium selbst ist nicht das Dogma ..., die begrifflichen Mittel, durch welche man sich in der antiken Zeit das Evangelium verständlich zu machen versucht hat, sind mit seinem Inhalt verschmolzen und zum Dogma erhoben worden" (Kasper 13). Das Dogma als Barriere gegen das Evangelium? Keine sehr freundliche Aussicht für die Dogmatik. Nicht selten wurden neue exegetische Erkenntnisse im Namen des Dogmas verurteilt. Faktisch steht Dogmatik oft auch innerkirchlich auf der Anklagebank.

5. Der Dialog mit der Welt

Niemand wird es bezweifeln: das Dogma erschwert das Gespräch zwischen den Kirchen. Das Dogma erschwert aber auch den Dialog mit der Welt. Es erscheint vielen als eine selbstangelegte Fessel, die eine innere Reform der Kirche behindert oder gar unmöglich macht. Die steckengebliebene Reform der Kirche scheint es ja zu beweisen: die bisherigen Dogmen geben zu wenig Spielraum, so dass die Kirche letztlich nicht mit dem gebotenen Ernst an eine notwendige Selbsterneuerung herangehen kann. Gerade durch die Dogmen ist die Kirche nach dieser Überzeugung so sehr an verpflichtende Traditionen und damit an die Vergangenheit gebunden, dass sie unfähig wird zum Leben. Nicht selten erscheint das Dogma als Ausdruck einer heillosen Selbstverschließung der Kirche und damit zutiefst als Symptom eines Verlustes an Hoffnung für die Zukunft. Die Verfestigung der Kirche in einer Institution, ihrer Botschaft zu einer Ideologie, all das ist dann nur noch die Konsequenz dieser Fixierung auf die Vergangenheit und damit auf eine Gesellschaftsstruktur, die in der Neuzeit ihr Recht völlig eingebüßt hat. Vor allem die Dogmen von der Unfehlbarkeit und vom Universalprimat des Papstes erscheinen nicht selten als Inbegriff dieser Versklavung der Kirche an eine längst vergangene und überholte Gesellschaftsstruktur, von der sie auch durch das II. Vatikanum und durch nachkonziliare Reformbemühungen nicht loskommen konnte. Das Dogma erscheint als ein Gefängnis, als ein selbst errichtetes Getto, das die Kirche in früheren Jahrhunderten gefangen hält, und das ihr Heutig-Werden verhindert. Schließlich lässt sich ja auch kaum bezweifeln, dass viele Dogmen in einer Sprache formuliert sind, die Menschen heute kaum noch verstehen können. Schauen wir die Dogmen der frühen Konzilien an: wer kann schon heute noch etwas anfangen mit dieser Denkwelt und dieser Begrifflichkeit, die nur noch Unverständnis hervorruft und jedenfalls den Glauben nicht anzuregen scheint. Und bei den Dogmen der vergangenen beiden Jahrhunderte geht es uns oft nicht besser. Das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Mariens lässt die meisten Menschen einfachhin ratlos zurück, wenn sie es nicht überhaupt völlig falsch interpretieren.

B) Das Verständnis von Dogma im Wandel der Geschichte

1. In der Alten Kirche

An der Wurzel des Begriffs Dogma steht das Verbum *dokein*. Es bedeutet: „glauben“, „meinen“, „als richtig erscheinen“. Als abgeleitete Bedeutung folgt daraus „beschließen“. Das Substantiv *dogma* hat die Grundbedeutung „Was als richtig erschienen ist“. Diese Grundbedeutung gliedert sich in zwei abgeleitete Bedeutungen auf: einerseits die philosophische Lehre bzw. den Lehr- und Grundsatz, andererseits den Beschluss einer Person oder einer Versammlung.

Die philosophische Bedeutung des Begriffs Dogma wurde vor allem in der Stoa entfaltet. Hier werden Verstandesurteile als die Dogmata bezeichnet. Zufolge der Stoa haben alle philosophischen Schulen ihre Dogmen, d. h. ihre besonderen Lehren. Von diesem Hintergrund her gewann der Begriff Dogma die Bedeutung von Privatmeinung. Jedermann oder jedenfalls jede Schule hat ihre Privatdogmen, über die sie nicht streiten lässt. In dieser Hinsicht ist das Dogma die unverbindliche Privatmeinung. Daneben besagt Dogma einen Beschluss, ein Gesetz, vor allem den Beschluss des Herrschers.

Im ntl. Sprachgebrauch finden wir zunächst den aus dem klassischen Griechisch bekannten Bedeutungsgehalt. Als Dogma werden bezeichnet das Edikt des Kaisers Augustus, das Volk in Steuerlisten eintragen zu lassen (Lk 2,1), der Erlass des Pharaos, jüdische Knaben zu töten (Hebr. 11,23). Zufolge Apg 17,7 wird Paulus und Silas in Thessaloniki vorgeworfen, dass sie gegen Dogmata des Kaisers verstoßen, weil sie behaupten, ein anderer sei König, nämlich Jesus. Eine spezifisch christliche Inhaltlichkeit des Dogmas taucht erstmals auf in Apg 16,4. Paulus und Timotheus überbringen an die von ihnen missionierten Gemeinden die "von den Aposteln gefassten Beschlüsse" (dogmata), die diese Gemeinden von einer großen Sorge befreien: sie sollen nicht gezwungen werden, das atl. Gesetz der Beschneidung zu übernehmen, also sich nach dem Brauch des Mose beschneiden zu lassen. Zwischen Judenchristen und Heidenchristen war ein Streit darüber entstanden, ob die Beschneidung und damit das alt. Gesetz, das Dogma des Moses, auch weiterhin verbindlich bleibe, schließlich hat Jesus selbst diese Verpflichtung für sich übernommen. Daraufhin kam es zum sog. Apostelkonzil, dessen Ergebnis war der Beschluss: „Der Heilige Geist und wir haben beschlossen, euch keine weitere Last aufzuerlegen" (Apg 15,28). Dieser Beschluss wird mit dem Substantiv „dogma“ bezeichnet. Hier haben wir also das erste christliche Dogma vor uns, wir können sagen, den Urtyp des Dogmas überhaupt. Es verkündete die Freiheit vom

Gesetz. Offensichtlich hat hier der Begriff Dogma ganz andere Assoziationen geweckt, als er es heute tut.

In der frühen Kirche sind die Verwendung und die Geschichte des Dogmenbegriffs in hohem Maße verwirrend und vielgestaltig. An dieser Stelle können wir nur einige Schlaglichter setzen, und diese mögen dann auch genügen. Der Begriff Dogma wird in der Alten Kirche eher sparsam verwendet; er hat jedenfalls keine zentrale Bedeutung.

In der Tradition der griechisch sprechenden Kirche des Ostens werden verschiedentlich Konzilsbeschlüsse als dogmata bezeichnet, wobei die rechtliche Seite im Vordergrund steht, weniger die theologisch-doktrinale. Andererseits unterscheidet Basilius, einer der Hauptvertreter der griechischen Patristik, zwischen kerygma und dogma: Kerygma sind ihm die lehramtlich verkündeten Sätze der Glaubensüberlieferung, während dogmata die veränderlichen Formen der Frömmigkeit darstellen.

Die frühen lateinischen Kirchenväter kennen den Begriff Dogma kaum und sie verwenden ihn, wenn überhaupt, im Sinne von Schulmeinung. Dogmen sind im Gegensatz zur amtlichen Lehre beliebig. Wichtig wurde Augustin. Für ihn ist Dogma immer Bezeichnung für Irrlehren. Die Begriffe secta und dogma verbinden sich für ihn ganz selbstverständlich. Dogma ist in aller Regel das falsche Dogma, die Irrlehre. Die Begrifflichkeit ist der uns geläufigen weithin entgegengesetzt.

Weichenstellend für das spätere Verständnis des Begriffs „Dogma“ sollte die Schrift eines Kritikers von Augustin werden, nämlich des Mönches Vinzenz von Lerin. Er schrieb im Jahr 434 ein Werk gegen die Häretiker unter dem Titel: „Anweisung zum Nachweis des Alters und der Universalität des katholischen Glaubens gegen die profanen Neuerungen aller Häretiker“. Dieses Werk wird normalerweise zitiert unter dem lateinischen Eingangsbegriff „Commonitorium“. Zunächst fand diese Schrift wenig Anklang. Doch rund 1200 Jahre später, nämlich in der Reformationszeit, sollte dieser Text überragende Bedeutung erlangen, er wurde nun entdeckt und immer wieder abgeschrieben, zitiert und für autoritativ erachtet.

Vinzenz hat in dieser Schrift das alte Dogma der Kirche den neuen Dogmen der Irrlehrer entgegengesetzt. Das rechte Dogma ist das alte Dogma, das von der Kirche von Anfang an vertreten wird. Es steht im schroffen Gegensatz zu den neuen Dogmen, wie sie die Häretiker verkünden. Es geht beim „dogma ecclesiasticum“ um das, was Gott selbst in den Boden der Menschheit eingepflanzt und zum Gedeihen bestimmt hat. Diese gute Hinterlassenschaft muss bewahrt werden, sie wird als Dogma bezeichnet. Dogma ist hier also die Offenbarungswahrheit, die der Kirche anvertraut ist. Darum ist ein neues Dogma

notwendigerweise falsch „Das Depositum ist nicht etwas, was Menschen sich ausgedacht, sondern was sie (von Gott) empfangen haben, nicht was sie sich zurecht gemacht, sondern was ihnen (von Gott) anvertraut ist, eine Sache also nicht menschlichen Witzes, sondern der (überkommenen) Lehre, nicht privaten, beliebigen Gebrauchs, sondern öffentliche, d. h. alle verpflichtende Überlieferung, eine Sache, nicht von dir hervorgebracht, sondern dir zugeführt, wo du nicht Urheber, sondern Hüter bist, nicht Lehrer, sondern Schüler, nicht Führer, sondern Jünger. Es gilt, das dir anvertraute Talent des katholischen Glaubens unverletzt und unversehrt zu bewahren.“ (Commonitorium, nach Geiselman, Handbuch 228; MySal I 643). Das Dogma ist die Glaubenslehre, die es zu bewahren gilt.

Vinzenz stellt Kriterien auf, die es ermöglichen, das wahre Dogma von unwahren Neuerungen zu unterscheiden. Diese Kriterien sind: allgemeine Verbreitung (*universitas*), Alter (*antiquitas*), und Übereinstimmung aller (*consensio*). So fasst er seine Begriffsbestimmung zusammen: „Wir halten als Dogma fest, was überall, immer und von allen geglaubt wurde“, „*quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est*“. Aufgrund dieser Kriterien scheiden die Lehren aus, die „neue Dogmen“, *nova dogmata* sein wollen. Sie sind Kennzeichen für Häresie und Sektierertum. Es gilt, das festzuhalten, was immer geglaubt wurde. Wer identitätsverändernde neue Dogmen aufstellt, wer ein neues Dogma vertritt, schließt sich dadurch aus der Glaubensgemeinschaft der Kirche aus. Denn er setzt die eigene Meinung vor Gottes Offenbarung, will sich vom Jünger eigenmächtig zum Meister machen und vergeudet das ihm anvertraute Talent.

Diese Definition des Vinzenz sollte klassische Bedeutung erlangen, allerdings in einer ganz eigenartigen Wirkungsgeschichte. Zunächst fand das Commonitorium nämlich kaum Beachtung; die Tatsache, dass es gegen Augustin geschrieben war, hat dazu beigetragen; denn gegenüber der Autorität des Bischofs von Hippo konnte es nicht bestehen. Die Schrift wurde erst wesentlich später entdeckt und dann hoch geschätzt. *Antiquitas*, *Ubiquität* und *Consensus* wurden nun zum Inbegriff des Dogmas. In der Auseinandersetzung um die Reformation stellte sich die Frage, auf welcher Seite die Übereinstimmung mit der Alten Kirche gegeben sei. Das Problem, das es zu lösen galt, war: Ist diese oder jene Position der Glaube der Alten Kirche? Diese Bestimmung des Vinzenz ist in der Folgezeit klassisch geworden.

2. Reformation und das Konzil von Trient

Die Ausbildung des Adjektivs „dogmatisch“ und die Zusammenstellung der Begriffe „*theologia dogmatica*“ sind im Bereich der Reformation erfolgt. Melanchthon spricht

offensichtlich erstmals von einer „litera dogmatica“ und meint damit bestimmte Inhalte der Bibel und der Väterliteratur, Sammlung von Belegstellen aus der Schrift und aus den Kirchenvätern. Theologia dogmatica bezeichnet also zunächst eine Sammlung klassischer Lehrformulierungen. Melanchthon konnte dabei auf andere Disziplinen zurückgreifen bzw. deren Terminologie übernehmen. Man sprach im 16. Jh. von einer „medicina dogmatica“, und verstand darunter jene Richtung der Medizin, die sich den aufkommenden empirischen Methoden gegenüber eher ablehnend verhielt, die von obersten Prinzipien ausging. Auch der Begriff einer „dogmatischen Jurisprudenz“ war geläufig. Als Bedeutungsgehalte schwebten dabei jeweils mit: „auf die Grundsätze bezogen“, „von obersten Prinzipien ausgehend“ oder auch „systematisch“. Auch heute gibt es noch eine Rechtsdogmatik, Dogmatik im Rahmen der Jurisprudenz, deren Aufgabe die Interpretation und Systematisierung sowie die Weiterentwicklung verbindlicher Textaussagen ist. Der Begriff dogmatisch ist also aus der Medizin und der Jurisprudenz übernommen.

Fest etablieren konnte sich die Disziplinbezeichnung „theologia dogmatica“ im evangelischen Bereich im 17. Jh. Georg Calixt verwendet sie zur Unterscheidung von der „theologia moralis“, verschiedentlich dient sie auch zur Abgrenzung von der „theologia historica“. Der Leitgedanke dieser mit „theologia dogmatica“ umschriebenen Disziplin liegt darin, dass eine thematisch gegliederte und systematisierte Darstellung aller Grundwahrheiten des Glaubens notwendig ist, und dass diese sich in ihrer Methodik einerseits von der textbezogen berichtenden, exegetisch historischen, andererseits von der sittlichen Imperative formulierenden ethischen Theologie unterscheiden sollte. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde dieser Begriff „theologia dogmatica“ und die zugrunde liegende Einteilung auch in die katholische Theologie übernommen. Das deutsche Wort „Dogmatik“ entstand erst im 18. Jahrhundert. Daraus folgt: Die Begriffe „Dogmatik“ und „dogmatische Theologie“ wurden also in einer Zeit geprägt, wo der Begriff Dogma noch wesentlich offener und fließender war, als in unserer heutigen Verwendung. Es wäre verhängnisvoll, Dogmatik von dem her zu verstehen, was sich in der Folgezeit mit dem Begriff Dogma verbinden sollte. Dogmatik wäre also grundsätzlich missverstanden, wenn man sie als die Wissenschaft von den Dogmen im Sinne nicht hinterfragbarer Lehrsätze verstehen wollte.

In der Folge der Reformation und im Abwehrkampf gegen die Angriffe vornehmlich der Aufklärungszeit hat sich der Dogmenbegriff aber weiterentwickelt und nahm Schritt für Schritt die fixierte, abgrenzende und juristisch verbindliche Bedeutung an, die wir heute kennen. Dies geschah schwerpunktmäßig und deutlich aufweisbar im I. Vatikanum

3. Das I. Vatikanische Konzil und die heutige Verwendung des Dogmenbegriffs

Das I. Vatikanum 1869/70 ist vor allem durch seine Papstdogmen bekannt. Nicht weniger bedeutsam sind seine Aussagen über das Glaubensverständnis. In diesem Zusammenhang heißt es: „Mit göttlichem und katholischem Glauben (fide divina et catholica) ist also all das zu glauben, was im geschriebenen oder überlieferten Wort Gottes enthalten ist und von der Kirche – sei es in feierlicher Entscheidung oder kraft ihres gewöhnlichen und allgemeinen Lehramtes als von Gott geoffenbart zu glauben vorgelegt wird" (DH 3011). Diese Formulierung wird heute allgemein als die amtliche Definition des Dogmas angesehen. Dabei ist festzuhalten:

Das Dogma ist zu glauben „de fide divina et catholica“, „mit göttlichem und katholischem Glauben“. Die beiden Momente besagen: Das Dogma ist von Gott geoffenbart und von der Kirche als Glaubensaussage verkündet. Diese beiden Momente müssen zusammenkommen, dass ein Dogma gegeben ist.

Das Dogma de fide divina bezieht sich auf die Offenbarung, es muss im Wort Gottes enthalten sein. Es legt diese aus, ist aber keine neue Offenbarung. Dogma kann also nur sein, was in der Offenbarung gründet und diese auslegt. Es kann nie aus persönlicher Erleuchtung oder aus einer Privatoffenbarung stammen, die vielleicht der Papst empfangen hätte. Die Kirche ist in der Verkündigung ihrer Dogmen an die göttliche Hinterlassenschaft, an das depositum fidei gebunden. Im Grunde kann es keine „neuen“ Dogmen geben, weil die Offenbarung abgeschlossen ist. Wer eine Dogmatisierung als Bereicherung des Glaubens und nicht als eine Interpretation der endgültig abgeschlossenen Offenbarung versteht, steht nicht auf dem Boden des I. Vatikanums, so orthodox er sich auch geben mag. Auf die Problematik Schrift und Tradition kann ich hier nicht eingehen. Das Dogma steht unter dem Wort Gottes, es dient ihm, hat es zu schützen, zu bewahren, auszulegen.

Doch nicht alles was immer geglaubt wurde, ist Dogma. Zweifellos hat man in der Geschichte der Kirche fast immer das geozentrische Weltbild geglaubt, das war selbstverständlich, aber es war nicht „divinitus revelata“. Dogma ist nur, was in der Offenbarung enthalten ist. (In ähnlicher Weise erscheinen mir manche Aussagen im Zusammenhang mit der Frauenordination fragwürdig zu sein, wenn so argumentiert wird, dass die Frauenordination in der Geschichte der Kirche nie akzeptiert wurde. Dogmatisch verbindlich wäre dies erst, wenn es als geoffenbarte Glaubenswahrheit erwiesen wäre).

Zum Dogma gehört, dass es durch die Kirche verbindlich vorgelegt wird. Dies kann nach Vatikanum I in zweifacher Form geschehen, entweder durch die feierliche besondere

Definition oder in der normalen Lehrverkündigung. Die erste Form wird verwirklicht in den sog. Kathedralentscheidungen des Papstes und im ökumenischen Konzil. Wir sprechen hier vom außerordentlichen Lehramt. Die normale Form, in der das Lehramt spricht, geschieht in Predigt, Glaubensdarlegung, Interpretation, vielleicht auch in Seelsorge, der Pastoral. Auch auf diese, die sog. ordentliche Weise, kann also ein Dogma verkündet werden; das I. Vatikanum hat dies so formuliert. Dass es so etwas gibt, wie eine Dogmenbildung durch das ordentliche Lehramt, durch Predigt, Katechese, Enzykliken, Hirtenbrief, Interpretation, Seelsorge verdient jedenfalls festgehalten zu werden, weil das bei uns wenig präsent ist. Das kann den Dogmenbegriff erheblich ausdehnen. Im I. Vatikanum ist der Dogmenbegriff nicht auf die feierlichen Definitionen beschränkt, sondern umfasst auch noch das normale Verkündigungsgeschehen als ganzes. Dogma bedeutet hier immer noch das depositum fidei, die Glaubensaussage insgesamt, wie sie von der Kirche vorgetragen wird. In diesem Prozess der Dogmenbildung kann auch der *sensus fidelium*, der Glaubenssinn der Gläubigen eine mit-entscheidende Rolle spielen. Dogmenbildung geschieht folglich nicht nur von oben nach unten, durch das Lehramt, sondern auch von unten nach oben, von den Gläubigen ausgehend.

In der zweiten Konstitution des I. Vatikanums, in „*Pastor aeternus*“ ist die Unfehlbarkeit päpstlicher Lehrentscheidungen umschrieben. Damit sind wir an einem weiteren Punkt des Dogmenverständnisses: Dogmen sind nach der Aussage dieses Konzils nicht nur wahr, sondern sie sind unfehlbar, sie können gar nicht nicht-wahr sein. Das Vatikanum I hat vom Dogma gesagt es sei *irreformabilis*, unveränderlich. Die Unfehlbarkeit des Dogmas besteht demnach in seiner Irreformabilität. Das ist eine höchst aufgeladene Vorstellung von Wahrheit. Sie hat dazu geführt, dass im 20. Jahrhundert das Dogma nicht mehr nur als wahre, sondern als unveränderliche Aussage verstanden wurde, und zwar unveränderlich bis hinein in seine sprachliche Gestalt. Nicht nur was gesagt ist sondern auch wie es gesagt ist, erscheint dabei als endgültig. Dies war wohl die Aufgipfelung, so dass nun das Dogma als Inbegriff des Harschen, Starren und Abweisenden erschien.

Mit dem Begriff der Unfehlbarkeit und der Wahrheit verbindet sich das Verständnis des Anathema, der Verwerfung: wer eine als Dogma verkündete Lehre nicht glaubt, gehört nicht zur Kirche, er ist ausgeschlossen. Das Dogma ist jetzt nicht mehr als disziplinäre Maßnahme zu verstehen, wie noch in Trient, sondern es betrifft die kirchliche Existenz in ihrer Wurzel. Eine Verkündigung als Dogma bindet dabei nicht nur die Glaubenden, sondern auch die Lehrenden. Auch sie können hinter das Dogma nicht mehr zurück. Insofern sind Dogmen eine höchst gefährliche und konsequenzenreiche Sache. Wenn die Kirche mit letzter Verbindlichkeit verkündet, dass eine Lehre mit göttlichem und katholischem Glauben

festgehalten werden muss, dann würde sie ihre Glaubenskontinuität aufgeben, wenn sie davon einfachhin wieder abrücken würde. Sie würde sagen, dass sie entweder damals mit dem Glaubenserbe gebrochen hatte, oder dass sie dies heute tut. D. h. sie würde ihre Glaubenskontinuität preisgeben und ihren apostolischen Ursprung aufgeben. Die Forderung nach der Revision eines Dogmas ist damit konsequenzenreich. Sie wirft die Frage nach der Kontinuität und Apostolizität der Kirche auf.

Vor allem ist diese Aussage eine Warnung vor vorschnellen Dogmen. Kardinal Newman hat seinem Bischof, der auf dem I. Vatikanum weilte, in einem Brief geschrieben, dass Dogmen die gefährlichste Medizin in Krisensituationen sind, wenn alle anderen Mittel versagt haben, eine Notsituation zu überwinden. „Wir alle leben in Ruhe dahin, haben keine Zweifel und halten wenigstens praktisch, um nicht zu sagen, ausdrücklich, den Heiligen Vater für unfehlbar; da trifft uns plötzlich ein Blitz aus heiterem Himmel: wir werden aufgefordert, uns auf etwas gefasst zu machen, wir wissen nicht, was, unsern Glauben zu prüfen, wir wissen nicht, wie. Keine drohende Gefahr ist abzuwenden, sondern eine große Schwierigkeit soll geschaffen werden; ist das die geziemende Aufgabe für ein allgemeines Konzil? ... Was haben wir verschuldet, um behandelt zu werden, wie die Gläubigen nie zuvor behandelt wurden? Wann ist eine Lehrentscheidung *de fide* jemals ein Luxus einer übertriebenen Frömmigkeit und nicht eine ernste bittere Notwendigkeit gewesen? Warum sollte eine angriffslustige und anmaßende Partei die Herzen der Gerechten in Trauer versetzen dürfen, die der Herr sorglos gelassen hat" (Newman Bd II/III S. 543). Das Dogma ist die gefährlichste Medizin der Kirche - damit spielt man nicht. Es dient der Gesundheit in Notfällen, nicht der Bereicherung der Frömmigkeit und des Glaubens.

C) Das Problem der Dogmenentwicklung

Wie ist es zu erklären, dass die christliche Wahrheit, die ein für allemal geoffenbart ist, die auf einer abgeschlossenen Offenbarung gründet, eine Entwicklung durchgemacht hat? Ist die Entwicklung nicht von vorneherein illegitim? Kann es eine verbindliche Lehre geben, die im Laufe der Jahrhunderte gewachsen ist, oder ist das mit der Offenbarung unvereinbar? Ist das Dogma notwendig altes Dogma, oder können auch neue Dogmen definiert werden? Wie schaut das dann mit den Dogmen des 19. Und des 20. Jahrhunderts aus? Sind sie nicht notwendig in Frage zu stellen? Gehört die Unveränderlichkeit nicht zu den Grundaussagen einer auf Offenbarung gegründeten Botschaft? Die Tatsache der Entwicklung des Dogmas ist als solche eine massive Herausforderung. Der evangelische Dogmenkritiker David Friedrich

Strauss hat im 19. Jahrhundert mit der Tatsache der Entwicklung des Dogmas dessen Infragestellung begründet. Seine These lautete: „Die Geschichte des Dogmas ist seine Kritik“.

Es sollen hier Modelle dargestellt werden, wie die Tatsache einer historisch erhebaren Dogmenentwicklung mit der Identität der Botschaft und der Abgeschlossenheit der Offenbarung zusammengedacht wurden.

1. Das Modell der Unveränderlichkeit

Keineswegs völlig ausgestorben ist die Vorstellung der formalen und materialen Unveränderlichkeit der christlichen Botschaft, derzufolge die gestellten Fragen einfach zurückgewiesen werden. Weil die Wahrheit über die Geschichte erhaben ist, und weil die Offenbarung abgeschlossen ist und keiner Erweiterung oder Ergänzung bedarf, darf es demnach keine Veränderung der verbindlichen Lehre geben und gegeben haben. Das stellt eine Kritik an der Lehrentwicklung dar, zumeist verbindet sich damit aber die Vorstellung, dass alle Lehrinhalte schon in der biblischen und der urchristlichen Botschaft nachzuweisen sein müssen. Das ist demnach die Aufgabe der Exegese. Der Umgang mit der Schrift, verschiedentlich auch mit der Tradition der Alten Kirche, ist hier oft recht gewalttätig, denn es muss das, was heute ist, auch schon in Schrift und alter Kirche gefunden werden, selbst wenn diese Forderung eine Menge von Problemen aufwirft. Dieser historische Beweis wird vielfach nach dem Muster der „Steinbruchexege“ erbracht: Man nimmt aus dem NT, teilweise auch aus dem AT und aus den Schriftstellern der Alten Kirche, einzelne Zitate und errichtet aus diesen Bausteinen das System des dogmatischen Traktats. Der Bauplan hat dabei mit dem historischen Ort des Einzelteils kaum noch etwas zu tun, der Plan stammt aus der Systematik bzw. aus den verbindlichen kirchlichen Äußerungen. In diesen Plan werden die Schrifttexte als Bausteine eingefügt, unabhängig von ihrem Fundort. Eine der großen Gestalten der katholischen Theologie im 19. Jahrhundert, Ignaz v. Döllinger, brachte es in seiner frühesten Schrift, einer Abhandlung über die Eucharistie, auf die Form: „Es ist bekanntlich der erste und heiligste Grundsatz der katholischen Kirche, kein Dogma anzunehmen, welches nicht in der Tradition aller früheren Jahrhunderte vollkommen gegründet ist; und wenn es möglich wäre, durch vollgültige Beweisgründe darzutun, dass seit dem Ursprunge des Christentums bis auf unsere Zeiten auch nur in einem einzigen Glaubensartikel eine wesentliche Veränderung stattgefunden habe und von der Kirche angenommen worden sei, so würde diese Kirche in ihrem Grundprinzip, der Katholizität, angegriffen sein, und der Vorzug dieser Allgemeinheit und Unveränderlichkeit, welchen sie

vor allen übrigen christlichen Religionsparteien ausschließlich zu besitzen sich rühmt, wäre ihr hiermit entrissen“ (Zit. nach P. Neuner, Döllinger als Theologe der Ökumene, Paderborn u.a. 1979, S. 23). Diese Vorstellung einer sachlichen und formalen Unveränderlichkeit der in den ntl. Schriften und bei den Kirchenvätern vorgelegten Lehre kann heute nur noch in Außenseitergruppen aufrechterhalten werden, die sich gegen die Erkenntnisse der Exegese und der Dogmengeschichte sperren und sie nicht zur Kenntnis nehmen.

Als Nebenaspekt dieser Position sei angeführt: verbindlich kann nur die Aussage der frühen Kirche sein, denn neue Dogmen sind grundsätzlich unmöglich, wie die Berufung auf Vinzenz von Lerin dartut. In dieser Konzeption wird dann die Dogmengeschichte insgesamt als Abfallbewegung verstanden.

2. Die Unterscheidung von Inhalt und Form.

Verschiedentlich wollte man Veränderung und Identität durch eine Unterscheidung von Inhalt und Form miteinander versöhnen: Während sich die äußere Form, die sprachliche Gestalt der verbindlichen Lehre änderte, blieb der Inhalt demzufolge unverändert und über jeden geschichtlichen und terminologischen Wandel hinweg mit sich selbst identisch. Hier ist vorausgesetzt, dass der Inhalt der Lehre unabhängig von seiner sprachlichen Gestalt zu haben ist, gleichsam wie ein Teig, der von einer Form in die andere umgegossen wird. An diesem unveränderten Inhalt hängt alles. Aber, so die Kritik an dieser Position, man hat den Inhalt nie unabhängig von der Form, von seiner konkreten sprachlichen Gestalt. Eine Sache läßt sich nur so oder anders sagen, aber sie ist immer in einer bestimmten sprachlichen Form gegeben. Wenn sich die Form ändert, ist das nicht nur eine äußerliche Umgestaltung, sondern es betrifft die Sache selbst. Letztlich ist in dieser Position also eine Veränderung der Sache selbst impliziert. Wo bleibt die Identität? Wenn Differenzen in der Form ernst genommen werden, ist damit auch der Inhalt tangiert. Die gleiche Position ist gegeben, wenn man Kern und Einkleidung unterscheidet oder Wesen und zeitbedingte Gestalt. Immer ist vorausgesetzt, dass die verbindliche und unveränderliche Sache von ihrer zeit- und kulturbedingten Form nicht nur unterschieden, sondern auch getrennt werden kann. Gerade daran entzündet sich die Kritik.

3. Das Modell von implizit und explizit

Ein anderes Modell, das die Erneuerungsbewegungen im Verlauf der Geschichte besser zur Kenntnis nehmen möchte und in ihnen nicht einfachhin nur einen Abfall vom Ursprung

sieht, ist die Erklärung der Dogmenentwicklung als Explizitmachung dessen, was von Anfang an bereits in der biblischen Botschaft implizit enthalten, aber zunächst noch nicht für jedermann offenkundig gewesen war. Hier gibt es keine Veränderung der Botschaft, sondern nur die zunehmende Ausdrücklichkeit des verborgen und unbewußt immer schon Geglaubten. So stellt schon Thomas v. Aquin die Frage, ob „die Glaubensartikel in der Abfolge der Zeiten gewachsen“ sind, denn neue Artikel sind dazugekommen und müssen nun geglaubt werden, obwohl sie früher nicht bekannt waren. Dennoch hat sich nach seiner Überzeugung dadurch der Glaube nicht geändert, weil „in betreff des Inhalts der Glaubensartikel kein Wachstum stattgefunden hat in der Abfolge der Zeiten; denn was immer die Späteren geglaubt haben, war enthalten im Glauben der vorhergehenden Väter, wenn auch einschlussweise (implicite)“. Dies erklärt nach dieser Konzeption das Phänomen der Dogmengeschichte, ohne dass deswegen eine inhaltliche Veränderung angenommen werden müsste: „Was aber die Entfaltung betrifft, so ist die Zahl der Artikel gewachsen, weil einiges von den Späteren ausführlich (explicite) erkannt wurde, was von den Früheren nicht ausführlich erkannt wurde“ (Sth II 2, q1 a7). In dieser Explikation wird deutlich, was von Anfang an implizit schon geglaubt und gelehrt wurde. Hier gibt es nichts Neues, sondern nur ein umfassenderes Bewusstwerden des schon immer Geglaubten. Dabei gibt es unterschiedliche Vorstellungen, wie diese Explizitmachung erfolgte. Dazu zwei Beispiele:

3a) Der mehrfache Schriftsinn

In der griechischen Literatur war man überzeugt, dass die großen Dichter ihre Werke absichtsvoll verschlüsselt haben. In ihnen sei in der Tiefe ein Wissen verborgen, das der Masse der Banausen nicht zugänglich ist. Antike Philologie war die Kunst, das zu entschlüsseln, was sich einer vordergründigen Lektüre entzieht. Diese Methode wurde auch zur Auslegung der Schrift angewandt. Diese sollte nicht nur als historisches Dokument verstanden werden, sondern den einzelnen Gläubigen, die Kirche, die Christenheit heute unmittelbar und unverstellt durch die Zeitendifferenz ansprechen. Hinter dem Buchstaben und den geschichtlichen Aussagen, die jedermann verstehen kann, verbergen sich nach dieser Vorstellung also weitere Bedeutungsgehalte, und zwar die gesamte christliche Glaubenslehre und die Moralanweisung. Unmittelbar aus der Schrift sind so die ganze Dogmatik und die Moralthologie zu erheben, wenn man sie nur richtig liest, so wie es der Theologe lernt. Historische Differenzen und Entwicklungen werden irrelevant, denn alles ist bereits von Anfang an in der Schrift enthalten und zwar in ihrem allegorischen Sinn. Doch erst im Laufe

der Zeit gelingt es der Auslegungskunst, die ganze Tiefe der Bedeutungsgehalte zu entschlüsseln und dadurch Erkenntnisse zu gewinnen, die nur scheinbar neu sind.

3b) Der Zusammenhang der Glaubensgeheimnisse (nexus mysteriorum)

Vor allem in kirchenamtlichen Texten hat man sich gerne auf den Zusammenhang der Glaubensgeheimnisse berufen, die in ihrer Zusammenschau bisher unerkannte und unbekannte Wahrheiten zeigen. (So z.B. im I. Vatikanischen Konzil, DH 3016). Während eine kritische Exegese unterschiedliche Traditionsströme ausweist, komplexe Texte analysiert, also nach ihren Quellen zerlegt und Interpretationen quer durch diese Traditionsströme hinweg kritisiert, wird hier genau der umgekehrte Weg eingeschlagen. Von einer Erkenntnis ausgehend fällt dann ein neues und überraschendes Licht auf andere biblische Aussagen. Auf diesem Wege kommt es demzufolge zur Einsicht in bisher unentdeckte Schätze der Schrift. Ein Beispiel für diese Form der Dogmenentwicklung scheinen mir die marianischen Aussagen zu sein. Das Wort aus dem Lukasevangelium „Du bist voll der Gnade“ wurde mit der durch Augustin in Anlehnung an Paulus entfalteten Erbsündenlehre zusammengesehen und es wurde gefolgert, dass Maria ohne Erbsünde empfangen sein müsse, denn sonst wäre ihr die Gnade nicht in vollem Maße zuteil geworden, ein höheres Maß an Gnade wäre dann denkbar. Magnifikat und Erbsündenlehre verbinden sich zum Dogma von der unbefleckten Empfängnis. Diese Glaubenserkenntnis wurde ihrerseits in Beziehung gesetzt zur paulinischen Aussage, dass der Tod die Frucht der Sünde sei. Wenn Maria ohne persönliche Sünde und ohne Erbsünde war, könne der Tod als Frucht der Sünde keine Macht über sie gehabt haben. Das Dogma von der leiblichen Aufnahme in den Himmel ergibt sich als die logische Konsequenz. In dieser Argumentation sollte also nicht ein Neues die Tradition und die biblische Botschaft verdrängen. Man war überzeugt, in der Zusammenschau der Heiligen Schrift als ganzer diese Glaubensaussagen in der Schrift selbst zu entdecken. Implizit immer schon Geglaubtes wird explizit deutlich und bewusst. Tatsächlich kann dieses Modell bestimmte Erscheinungen, z.B. in der Entfaltung der Mariologie erklären. Dennoch reicht es nicht hin, die Dogmenentwicklung als ganze plausibel zu machen. Hierzu sind weitere Modelle nötig.

4. Das Modell einer organischen Entwicklung

Das Konzept der organischen Entwicklung will mit dem Verlauf der Geschichte und den in ihr erfolgten Umgestaltungen ernst machen. Das herangezogene Bild ist das Verhältnis

von Eichel und Eiche, von Raupe und Schmetterling. So wie die Eichel und der Eichbaum völlig verschieden aussehen, wie Raupe und Schmetterling als kaum vergleichbar erscheinen, aber dennoch eine einzige, mit sich selbst identische Wirklichkeit darstellen, so ist es auch mit der christlichen Botschaft: Ursprung im NT und spätere Entfaltung erscheinen auf den ersten Blick als völlig verändert. Der historische Befund wird also ernst genommen. Dennoch ist dieser Prozess keineswegs ein Abfall oder eine substantielle Veränderung. Denn die gesamte Entwicklung verlief nach dieser Vorstellung aus innerem Antrieb und immanenter Steuerung. Im Neuen Testament ist nach dieser Überzeugung in nuce bereits die ganze Entwicklung zur späteren Glaubenslehre enthalten. Diese hat sich allein aus immanenten Kräften weiterentwickelt. Sicher schauen die heutige Dogmatik und der Katechismus der Weltkirche anders aus, als die biblische Botschaft, aber das muss keine substantielle Veränderung oder gar einen Bruch mit dem Ursprung bedeuten. Vielmehr gilt ganz im Gegenteil, dass erst die volle Entfaltung, die Eiche, zeigt, was schon in der Eichel angelegt war. Erst die voll entwickelte Dogmatik kann aufweisen, was im Kern, in nuce bereits im Evangelium steckte. Erst Katechismus und Kodex erschließen, was in der Schrift an Entwicklungstendenzen verborgen war, selbst wenn der Exeget mit seiner Methode diese nicht aufzuzeigen vermöchte.

Dieses Modell der organischen Entwicklung erlaubt es, die historische Veränderung vorbehaltlos zur Kenntnis zu nehmen. Hier sind keine apologetischen Tricks nötig, um eine als Unveränderlichkeit verstandene Identität mit dem Ursprung zu retten. Die Identität liegt hier in der organischen Entwicklung selbst, und diese vermag auch tief greifende Differenzen anzuerkennen. Die Entwicklung erfolgte unter der Führung des Heiligen Geistes, der dafür bürgt, dass sich der Ursprung entfaltet, dass nicht ein Fremdes erfunden wurde und ihn ersetzte und verdrängte, also dass die Kirche apostolisch blieb. Bei aller Unterschiedlichkeit in den Phänomenen wurde die Sache getreu weitergegeben und ihr innerstes Wesen bewahrt. Was nach außen hin als Neuentwicklung erscheint, erweist sich als die Entfaltung einer unveränderten Substanz.

Andererseits vermag es dieses Modell nicht, die Schrift als *norma normans* späteren Aussagen und Verwirklichungsformen kritisch gegenüberzustellen. Ein kritisches Gegenüber und ein Maßstab, an dem spätere Entwicklungen geprüft werden, kann die Schrift in dieser Betrachtung nicht sein. Das ist auch eine Anfrage an die Aussagen der Dogmatischen Konstitution *Dei verbum* des II. Vatikanums, wo Schrift und Tradition allzu harmonisch und spannungsfrei als „demselben göttlichen Quell entspringend, ... in eins zusammen(fließend) und demselben Ziel“ zufließend erscheinen. Im offiziellen Kommentar im LThK

bezeichnete es Joseph Ratzinger „als eine bedauerliche Lücke“, dass „die ausdrückliche Nennung der Möglichkeit entstellender Tradition und die Herausstellung der Schrift als eines auch traditionskritischen Elements im Inneren der Kirche praktisch fehlen“ (LThK E2 S. 524 f). Und darüber hinaus: Innerhalb dieses Systems ist letztlich nicht einzusehen, warum man heute eigentlich noch frühere Verwirklichungsformen von Kirche und Christentum zur Kenntnis nehmen soll, wenn doch in der Gegenwart die Höchstentfaltung dessen gegeben ist, was im Ursprung angelegt war und was sich erst im Laufe der Zeit zeigen konnte. Dieses Modell vermag nicht einsichtig zu machen, warum frühere Gestaltungsformen von Kirche, letztlich auch warum die neutestamentliche Botschaft heute noch von Interesse sein können, wenn sie nichts anderes sind als Vorformen dessen, was heute in Fülle erreicht ist und jedermann klar vor Augen steht. Wozu brauche ich noch ein Studium des Neuen Testaments, der Kirchen- und der Dogmengeschichte, wenn ich doch den Kodex und den Weltkatechismus habe.

5. Die Dogmenentwicklung aus der Kontextualität der Antwortversuche

Im Unterschied zu diesen Vorstellungen, die Innovation ausschließen oder sie als nur scheinbar dartun, sehe ich die Dogmenentwicklung bestimmt durch die Korrelation von überkommener Glaubenslehre und neuer Herausforderung. Insofern ist die Dogmengeschichte nicht allein durch Treue zur Überlieferung, sondern auch durch echtes Neuwerden bestimmt. Es gibt nach meiner Überzeugung nicht nur die organische Entfaltung, sondern auch den Bruch, der durch die Veränderung in den Fragestellungen entsteht. Der Prozess der Hellenisierung der biblischen Botschaft ist vielleicht das sprechendste Beispiel dafür. Es ist nun einmal eine Tatsache, dass die zentralen Begriffe der Trinitätslehre und der Christologie durchwegs im Neuen Testament nicht vorkommen. Die Termini, an denen seit dem dritten und vierten Jahrhundert der rechte Glaube festgemacht und um die erbittert gekämpft wurde, sind als solche alle nicht von der Autorität der Offenbarung getragen. Weder *hypostasis* noch *ousia*, weder Substanz noch Person, weder das *homoousios* noch *physis* und *natura*, also keiner der Begriffe der altkirchlichen Dogmen, erscheint im Neuen Testament, zumindest nicht in dem Sinn, der diesen Begriffen nun gegeben wurde. Ja noch schlimmer: Die Grundbegriffe der Dogmen wurden alle, bevor sie verbindlich wurden, zuerst einmal als irrigläubig zurückgewiesen. Kein Geringerer als Joseph Ratzinger schreibt: „Jeder der großen Grundbegriffe der Trinitätslehre ist einmal verurteilt worden; sie alle sind nur durch diese Durchkreuzung einer Verurteilung hindurch angenommen; sie gelten nur, indem sie gleichzeitig als unbrauchbar gekennzeichnet sind, um so als armseliges Gestammel - aber auch nichts mehr - zugelassen zu werden“ (J. Ratzinger, Einführung in das Christentum,

München 1968, S. 133). Es war zweifellos ein weiter Weg von der biblischen Verkündigung darüber, wie Gott am Menschen wirkt, hin zu den metaphysischen Aussagen über Gottes Sein und Wesen in den altkirchlichen Dogmen.

Wie aber kam es zu dieser tief greifenden Umgestaltung? Zunächst wurde sich die christliche Gemeinde bewusst, dass sie eine Botschaft weiterzugeben hatte, die nicht nur für einige wenige Menschen, sondern für alle das Heil bedeutete. Ihre Botschaft hat einen notwendigerweise universalen Anspruch, ihre Verkündigung ist nur wahr, wenn sie für alle Menschen wahr ist. Darum muss sie allen so gesagt werden können, dass alle sie zu verstehen vermögen. Diese Erkenntnis konnte sich gar nicht so leicht durchsetzen. Das Neue Testament zeigt bewegende Schritte, in denen sich die ersten Gemeinden dazu durchgerungen haben, die Grenzen Israels zu überschreiten und die Botschaft allen Menschen zu sagen: Juden und Heiden. Das war eine höchst mutige Tat. Denn Jesus selbst hatte den Raum Israels kaum überschritten, er wusste sich allein zu den Söhnen Israels gesandt, er wollte das alttestamentliche Volk Gottes sammeln und das wahre Israel wiederherstellen. Und nun erkannte die Kirche, dass sie seiner Botschaft nur treu sein konnte, wenn sie - im Gegensatz zu ihm - in alle Welt hinausgeht, also mit seiner Beschränkung auf Israel bricht. Die Kontroverse zwischen Petrus und Paulus in Antiochien zeigt, wie schwer sich die Kirche mit dieser Entscheidung getan hat.

Nachdem aber diese Entscheidung gefallen war, stand die frühe Christenheit unabweisbar vor ganz neuen Fragen und Problemen, die bisher so nicht gestellt gewesen waren, und auf die naturgemäß Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller selbst noch keine Antwort gegeben hatten. Es genügte plötzlich nicht mehr, die Worte Jesu zu wiederholen, als die Kirche nun z.B. durch die Fragen der neuplatonischen Popularphilosophie herausgefordert war. Diesen Fragen war Jesus noch nicht begegnet und er hatte sie noch nicht beantwortet, weder in nuce noch implicit. Wenn die christliche Botschaft für alle Menschen und für alle Zeiten die Heilsantwort sein sollte, dann musste sie nun in einer Weise gesprochen werden, die sich von den Formulierungen der Bibel unterschied. Das war unabweislich. Insofern war diese Entscheidung eine höchst mutige Tat, und die Väter der frühen Christenheit wussten, dass sie sich auf einen gefährlichen Weg begaben.

Im Gegensatz zur These, die Hellenisierung des Christentums sei der Abfall vom Ursprung gewesen, möchte ich diesen Prozess als eine der großen Leistungen der Christenheit würdigen, nämlich als die Inkulturation der biblischen Botschaft hinein in eine veränderte geistige Welt. Hätte die Kirche diese Antwort verweigert, wäre der Ursprung nicht

unverfälscht gerettet worden, sondern ihre Verkündigung wäre ungehört und unverstanden verhallt. Man hätte Antworten gegeben auf Fragen, die niemand gestellt hatte und die niemanden interessierten. Natürlich hat die christliche Lehre im Prozess der Hellenisierung eine tief greifende Umgestaltung erfahren, die Übersetzung war ein schöpferischer Prozess und er hatte seinen Preis. Der Umbruch ging tief und er umfasste das Ganze, die Unterscheidung von identischem Inhalt und variabler Form wird der Dramatik dieses Geschehens nicht gerecht. Die Inkulturation erfolgte hinein in die Welt des Hellenismus. Es braucht nicht näher ausgeführt werden, dass diese Denkwelt das christliche Abendland in vielfältiger Weise geprägt hat. Aber der Hellenismus ist nun einmal auch nicht mehr unsere Welt. Kein Wunder, dass uns die Dogmen heute nur noch schwer und nur mit einer Menge historischer Bemühung um diese Welt verständlich werden.

Die Übersetzung hinein in den Hellenismus erscheint mir exemplarisch zu sein für das, was die Kirche in jeder Epoche ihrer Geschichte zu leisten hat. Das ist nicht nur, aber in ganz zentraler Weise auch die Aufgabe der Dogmatik. In jeder Zeit und Kultur gilt es, eine Synthese zwischen überlieferter Botschaft und neuer Herausforderung zu suchen. Wenn dieses Zusammentreffen glückt, so wie es in der Hellenisierung wohl beispielhaft geglückt ist, entsteht dabei eine jeweils neue Synthese als Lebens- und Glaubensganzes. Diese ist aber nie einfachhin nur die Fortschreibung des immer schon Gesagten und Gewussten. Die Antwort wird vielmehr in Treue zur Überlieferung auf die Herausforderungen der jeweiligen Zeit gegeben, sie muss neu gefunden werden. Im Sinne des Programms *fides quaerens intellectum* (Glaube, der die Erkenntnis sucht) dürfen wir darauf vertrauen, dass der überlieferte Glaube das Licht ist, das die neuen Antworten finden lässt, dass die Botschaft neu gesagt wird, und dass es dennoch die Sache Jesu bleibt, und nicht etwas anderes. Die bloße Wiederholung des Überkommenen garantiert die Rechtgläubigkeit nicht. Die Synthese ist immer neu gefordert, sie ist nicht vorgegeben, die Antworten sind weder in nuce, noch implizit bereits vorweggenommen, so dass sie nur organisch entfaltet oder ans Licht gebracht werden müssten. Jede Epoche der Kirche ist herausgefordert, die Antworten neu zu formulieren. Die Dogmen der frühen Kirche sind nicht Abschluss, sondern Eröffnung eines Prozesses.

Die Dogmenbildung der frühen Kirche war das vielleicht eindrucksvollste Modell einer Inkulturation, der Neuaussage der Botschaft in einer grundlegend veränderten Welt und unter einer ganz neuen Fragestellung. Die frühchristlichen Denker haben sich mit großem Mut daran gemacht, ihre Botschaft als Antwort darauf neu auszusagen und sie so verstehbar zu machen. Natürlich hatte das seinen Preis, die Dogmen der frühen Kirche sind nicht einfachhin

identisch mit der biblischen Botschaft. Aber sie sind in ihrer Differenz zum Ursprung die Art und Weise, wie dieser eine neue Gestalt gefunden hat und gerade durch den Prozess der Inkulturation lebendig geblieben ist.

Das Auf-Einander-Hören in der Kommunikationsgemeinschaft Kirche verbürgt uns, dass wir trotz aller Probleme, vielleicht auch Abweichungen und Einseitigkeiten, dennoch auch heute Synthesen finden, die das aufgreifen und weiter tragen, was in den Dogmen der frühen Kirche normativ formuliert wurde. Auch dieser Prozess dauerte geraume Zeit und er war geprägt von Versuchen und Irrwegen, von Neuansätzen und auch von bitteren Konflikten. Warum sollten wir heute nicht in der selben Zuversicht daran gehen, aus den uns überkommenen Dogmen und den Erfahrungen, die sich in ihnen versprachlich haben, die christliche Botschaft so zu formulieren, dass dieses Zeugnis auch heute wieder als relevant für das Leben erkannt wird.

(Peter Neuner, Vortrag im Seniorenstudium, 16. November 2006).